

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 5

Artikel: Die FAO : ein Kampf gegen Vorurteile
Autor: Gantenbein, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die FAO – ein Kampf gegen Vorurteile

Von Margit Gantenbein



Die Mexikaner wollen keine Fische essen. Die Afghanistani weigern sich, Sicheln durch Sensen zu ersetzen. Äthiopien hat zu wenig Valuta, um Baumwolle zur Bekleidung seiner Menschen einzukaufen. In Tansania, Indien, Äthiopien wütet die Rinderpest. So lauten einige Probleme der FAO, der Weltorganisation für Ernährung und Landwirtschaft.

Ferner: In Indien leben Milchkühe in Stadt-Slums. Die Frauen im afrikanischen Busch stopfen entwöhnten Babies oft solange Cassava-Mus – die «Pappe» einer mehligten Frucht, welche in Afrika vielmals das Brot ersetzt – von Hand in die kleinen Mäulchen, bis sie ersticken. Die Indios in den Anden oben sind eiweißunterernährt – die Neger in Afrika übrigens auch, und viele haben Kwashiorkor. In Ceylon, in Malaysia, in Singapur, in Lateinamerika, in Ägypten, auf den Philippinen... dies... jenes... Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Und dann: Heuschrecken bedrohen die kargen Weiden arabischer Gebiete! Nomaden wollen lieber hungern als sich ansiedeln lassen.

Ganze Fischerdörfer leiden wegen Absatzmangel bittere Not. Hier Produktionsüberfluß – dort fehlt's an allem. Doch zwischen Überflußgebieten und Mangelgebieten fehlen Straßen, Eisenbahnen. Ist eine Verbindung möglich, dann fehlt wiederum die Kaufkraft. Absatzmärkte bleiben unerschlossen, weil Kapital und Erfahrung mangeln.

Und so könnte man lange fortfahren, FAO-Probleme aufzuzählen. Und was nun eigentlich ist diese FAO? Was tut sie? Kann sie helfen? Wie?

Ein Gebäude, zwei Pioniere und ein weites Ziel

In Rom steht ein herrliches Gebäude. Die Italiener stellten es der FAO (Food and Agriculture Organization) seinerzeit zur Verfügung, und zahllose andere Baulichkeiten wurden seither dieser sich stets weiter vergrößernden Hilfszentrale beigelegt. Im Haupthaus befinden sich zuoberst Kantinen, Re-

staurants und eine Bar. Auf der Dachterrasse, wo man Direktoren, Experten aus aller Welt, italienische Sekretärinnen und Angestellte, uniformierte Boten und Laufburschen, Arbeiter und Liftboys, Delegierte, Spezialisten und Besucher in Schwarz, Gelb, Weiß und Braun antrifft, überblickt man Rom und die Campagna.

Dort erholen sich einige, andere diskutieren, studieren Akten, meditieren. Man kann spazieren, sich sonnen, alleine sein oder in Gruppen stehen, Kaffee trinken, ja sogar sein Servierbrett mit dem Essen herausbringen. Unten, zu Füßen der FAO glitzern zahllose geparkte Wagen. Man überschaut von der Terrasse die nahen Thermen des Caracalla. Die Weltstadt liegt ausgebreitet und zerfließt im Blau. Und dort – am Horizont, beginnt die ganze Erde sich zu weiten und zu runden. Wer hier oben steht kann nicht anders als gedanklich die Welt umspannen.

Eines Tages geschah es auch, daß ich dort vier Männer stehen sah. Sie sprachen ruhig, leise – und schweizerdeutsch miteinander. Drei Experten, eben aus weit entlegenen Erdteilen zurück, berichteten ihrem Chef, Dr. F. T. Wahlen. Er war damals noch Direktor der Landwirtschaftsabteilung der FAO. Und auch diese vier Männer aus unserem Land hatten den typischen FAO-Blick: gleichsam als überschauten sie das ganze Erdrund.

Erstmalig hatte wohl der Amerikaner David Lubin diesen weltumfassenden Blick gehabt in bezug auf landwirtschaftliches Geschehen und Ernährung. Er war der Ansicht, daß Schwierigkeiten durch internationale Zusammenarbeit, Austausch von Tatsachenmaterial und dessen Bekanntmachen weitgehend behoben werden könnten. Er konzipierte eine weltweite Organisation, die allerdings nur bei einem Staatsoberhaupt Anklang fand: König Vittorio Emanuele III. 1905 gründete Lubin das «Institut International d'Agriculture», erhielt seinen Sitz in der Villa Borghese und leitete die Sache, bis er durch den Zweiten Weltkrieg an der Arbeit verhindert wurde.

Jedoch wurde Lubins Idee von einem Australier, Frank McDougall, schon vor Ende des Krieges aufgenommen und vertieft. Seiner Überzeugung nach war es notwendig, die «Heirat» von Ernährung und Landwirtschaft zustande zu bringen, und es gelang ihm, Präsident Roosevelt für seinen Plan zu interessieren. Mit Franklin D. Roosevelts Hilfe wurden 1943 in Hot Springs (Virginia) die neuen Grundlagen für eine solche Weltorganisation geschaffen. Bis zur Gründung der FAO an der Weltkonferenz in Quebec im Jahre 1945 wurden die ersten Arbeiten von einer Interimskommission ausgeführt.

Die «Review of World Trade in Agricultural Products» der Lubin-Organisation, welche während der Depressionszeit der dreißiger Jahre publiziert wurde, wird heute noch von Experten als «unübertroffen» bezeichnet. Und infolge der Anstrengungen McDougalls wurde in der Atlantischen Charta unter den vier Grundrechten der Menschheit «Freedom from Want» aufgenommen.

Das Ziel der FAO laut deren Satzung ist: Die Ernährung der Welt zu sichern; die Lebensbedingungen der Landbevölkerung überall zu verbessern; Produktionssteigerungen dort zu erzielen, wo sie notwendig sind, sowie eine bessere Verteilung aller Nahrungsmittel und landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu bewerkstelligen. Für diese Aufgaben sammelt die FAO sämtliche Informationen der Welt, die ihr erreichbar sind. Und sie fördert nationale und internationale Maßnahmen auf allen Gebieten der Landwirtschaft, der Fischerei, des Forstwesens und der Holzwirtschaft, inklusive Warenabkommen im Bereich der Landwirtschaft. Den Ländern, die technische Hilfe anfordern, stellt sie Sachverständige, respektive praktische Hilfe zur Verfügung.

2000 im Feld

Dr. Moulik, ein hochgebildeter Inder – einer der engsten Mitarbeiter des letzten FAO Generaldirektors Sen, der ebenfalls Inder war – hat mir die



Mexikanerfrauen und -kinder schauen beim Kochen zu

Zahlen der FAO auf einzigartige Weise beigebracht. Wohl weil er selbst nicht so gerne Zahlen hat? Denn zwischendurch erzählte er mir von den indischen Veden, vom Kamasutra sogar, den indischen Göttern und vor allem von Brahma.

Ich kenne Mr. Moulik jetzt schon fünfzehn Jahre. Und nie wurde es mir langweilig, seinen von indischer Weisheit, Religion und Naturverbundenheit «durchwachsenen» abstrakten FAO-Fakten zuzuhören. Er war imstande, mir mit glänzenden Augen von der neuen, unübertroffenen Dokumentationsabteilung zu sprechen und gleichzeitig Zahlen und noch mehr Zahlen darüber zu geben – und dann, später, zurückzukommen auf Brahma und in der alten, vedischen Sprache, im archaischen Duktus, zu rezitieren: «Du Brahman bist Frau. – Und du Brahman bist Mann. – Du bist die dunkelblaue Biene – und der grüne Vogel mit den roten Augen. – Der Blitz ist dein Kind. – Du bist die Jahreszeiten. – Und du bist das Meer. – Du hast keinen Anfang. Und du bist ewig. – Alles ist aus dir geboren.» Dieses religiöse Naturerlebnis des Inders und dieses Wissen um die Hindu-Religion gibt Mr. Moulik eine ganz besondere Art der Verbundenheit mit der FAO,

welche seinem so oft hungernden und technisch und landwirtschaftlich zurückgebliebenen Land tatkräftig helfen kann.

Verglichen mit den äußerst bescheidenen Anfängen ist die Organisation heute wohlhabend. Und sie wächst dauernd weiter. Es sind jetzt über 100 Mitgliedstaaten dabei. Für die Hauptziele – Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität, verbesserte allgemeine Ernährung, Schulung und Forschung, höheres Lebensniveau – waren zum Beispiel 1967 verfügbar: 25 Millionen Dollar für das ordentliche Programm und 37 Millionen aus dem Sonderfonds des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen für 249 in Ausführung begriffene Projekte in den verschiedenen Ländern. Die FAO hatte 1967 ungefähr 900 professionelle Funktionäre in ihrer Zentrale in Rom und etwa 2000 Projektbeamte im Feld.

Das Briefchen aus Bern

Um die Spesen der FAO senken zu helfen, melden sich freiwillige Hilfsachverständige oder sonstige Helfer. Ihr Einsatz wird zum Teil durch nationale Regierungen oder nichtstaatliche Organisationen finanziert. Aber es gibt auch noch andere Hilfeleistun-

gen: Überschüsse von überallher werden zur Verfügung gestellt; Regierungen und Industrien leisten Beiträge; Schulen sammeln.

Und da fällt mir auf einmal ein Briefchen von einem kleinen Berner Schulkind ein. Dr. Wahlen zeigte es mir einmal in Rom zusammen mit vielen andern Briefen von Berner Schulkindern. Es begann mit den Worten: «Lieber Herr Wahlen, wie geht es Euch? Mir geht es gut.» Und dann schreibt das Kind weiter: «Wir wollen nicht schlecken. Wir wollen lieber einen Batzen geben...»

Fr. 7.75 hatte die Schulklasse in Bern – die von der Lehrerin allerlei über die FAO und die Menschen der Entwicklungsländer gehört hatte – Dr. Wahlen nach Rom geschickt. Er rundete den Beitrag dann aus seiner Tasche auf, und als der Schweizer Landwirtschaftsgeräte-Spezialist Hans H. Buchmann von der FAO nach Afghanistan geschickt wurde, gab Dr. Wahlen ihm «von der Schweizer Schulklasse gestiftete» moderne Schulgartengeräte mit.

Das Schulgartenprinzip

wird heute in Bolivien, in Tunesien, im Ecuador, in Uruguay und in vielen anderen Entwicklungsländern ange-

Die FAO ...

wendet. Es geht davon aus, daß die Jungen die Alten lehren müssen, wenn diese so konservativ sind, daß sie von ihren Traditionen nicht abgehen wollen.

Die Alten können nämlich oft nicht verstehen, weshalb sie ihre altväterischen Werkzeuge nun nicht mehr brauchen und neue annehmen sollen. Da haben die Schulgärten viel geholfen. Kinder sind neuen Ideen zugänglich, ja wenden sie begeistert an. Sie freuen sich am Neuen. Und wenn sie Erfolge sehen, berichten sie ihren Eltern davon. Zahllose konservative Eltern in Entwicklungsländern haben durch ihre Kinder schon gelernt, modernes Landwirtschaftsgerät anzuwenden. Und in Afghanistan, mit den von den Bernerkindern gestifteten Schulgartengeräten, ging es so vor sich:

Buchmann erfuhr, daß die Regierung von Afghanistan einen Erlaß herausgegeben hatte, nach dem jede Schule praktischen Unterricht im Ackerbau erteilen sollte. Da er nach der neugegründeten Siedlung Baghlan reisen mußte – einem Ort, wo vor noch gar nicht so langer Zeit nur eine baumlose Steppe gewesen war – beschloß Buchmann, die Geschenke aus der Schweiz der dort neu zu gründenden Schulgarten-Abteilung zu übergeben.

Die Lehrer der Schule waren begeistert. Zur Übergabe der Geschenke veranstalteten sie ein großes Fest, und sogar ein Abgesandter des Erziehungsministeriums aus Kabul war dabei. Und Herr Buchmann hatte auch Gelegenheit, Lehrer und Kinder in der Anwendung einfacher, aber moderner Landwirtschaftsgeräte zu unterrichten. In einem Brief an die Schulkinder von Bern schrieb Buchmann:

«Es ist bemerkenswert, wie die zähen Bauern hier arbeiten. Sie vollbrachten eine anerkanntswerte Leistung ganz mit ihren schwierigen, alt-herkömmlichen Arbeitsmethoden und mit dem primitivsten Gerät. Ein hölzerner Wühlflug, ein Schlepplbalken zum Zertrümmern der Schollen, eine schwere Hacke und eine kleine Sichel bilden die Ackerausrüstung dieser Menschen...»



Schulkinder pflanzen Pinien an kahle Abhänge

Abschließend bemerkt er dann in seinem langen Brief: «Dadurch, daß Ihr den Bauernbuben von Baghlan die neuen Geräte geschenkt habt, lernen sie die modernen landwirtschaftlichen Arbeitsmethoden schon in der Schule kennen. Bald werden sie sich damit zuhause in die Reihen stellen und auf leichtere Art so viel leisten wie die Großen! Die Erwachsenen werden sich für die Geräte immer mehr interessieren. Die Dorfschmiede werden kommen, um die neuen Werkzeuge selbst zu schmieden. Und an Stelle Eurer zehn Geräte werden nun Hunderte und mehr neue Werkzeuge ihre guten Dienste leisten. Ihr seht, auch Kinder können am Aufbau der Welt-Landwirtschaft tatkräftig mithelfen.»

Hilfe zur Selbsthilfe

Wenn ein Entwicklungsland Mitglied der FAO ist und Hilfe anfordert, wird ein FAO-Landwirtschaftsexperte vorerst die Lage studieren und eine Expertise machen. Diese Berichte samt ihren Empfehlungen sind vorerst vertraulich.

Sobald ein Land Projekte annimmt, kann es Experten und Spezialisten bekommen. Die etwa 2000 Experten, die wie gesagt von der FAO stets «ins Feld» geschickt werden, bilden meistens an Ort und Stelle eingeborene Spezialisten aus, welche die Arbeit später weiterführen können. Doch kommt es vor, daß die FAO-Experten jahrelang in einem Land bleiben. Länder, die Experten anfordern, müssen 12,5 Prozent der Kosten tragen und

eingeborenes Personal auf eigene Kosten zu deren Verfügung stellen.

Die Aufgabe der Experten besteht, kurz gesagt, darin, daß sie die Menschen der Entwicklungsländer lehren, sich besser selber zu helfen.

Indios, Hühner und Fische

Ein Projekt: In den Anden oben arbeiten UNESCO, FAO und UNICEF gemeinsam an einer ganzheitlichen Sanierung, und zum Teil sind auch andere Gebiete lateinamerikanischer Länder miteinbezogen. Man will die Indios dazu bringen, etwas mehr Einkommen hereinzubekommen. Dabei wollen sie im Grunde, so scheint es, am liebsten, daß man sie in Ruhe läßt. Dr. Werner Thomann, ein schweizerischer Geflügelspezialist, arbeitete jahrelang mit den Indios in Guatemala, Honduras, Nicaragua, Peru, Ecuador und Bolivien, und es gelang ihm immerhin einigermaßen, ihnen die Geflügelzucht beizubringen und damit auch die Eierproduktion. Ein weiterer Schritt wird mancherorts darin bestehen, die Indios von ihren allzu kargen Bergen herunterzuholen und in den Niederungen, wohin sie gar nicht gehen wollen, anzusiedeln.

Da ist ferner der dänische Fischeiexperte John Fridthof, der mit seiner Familie nach Mexiko ging, um dort im Auftrag der FAO die eiweißunterernährte und arme Bevölkerung das Fische-Essen zu lehren. Doch die Mexikaner wollten, wie eingangs erwähnt, die Fische um keinen Preis essen. Mexiko besitzt zwar eine lange

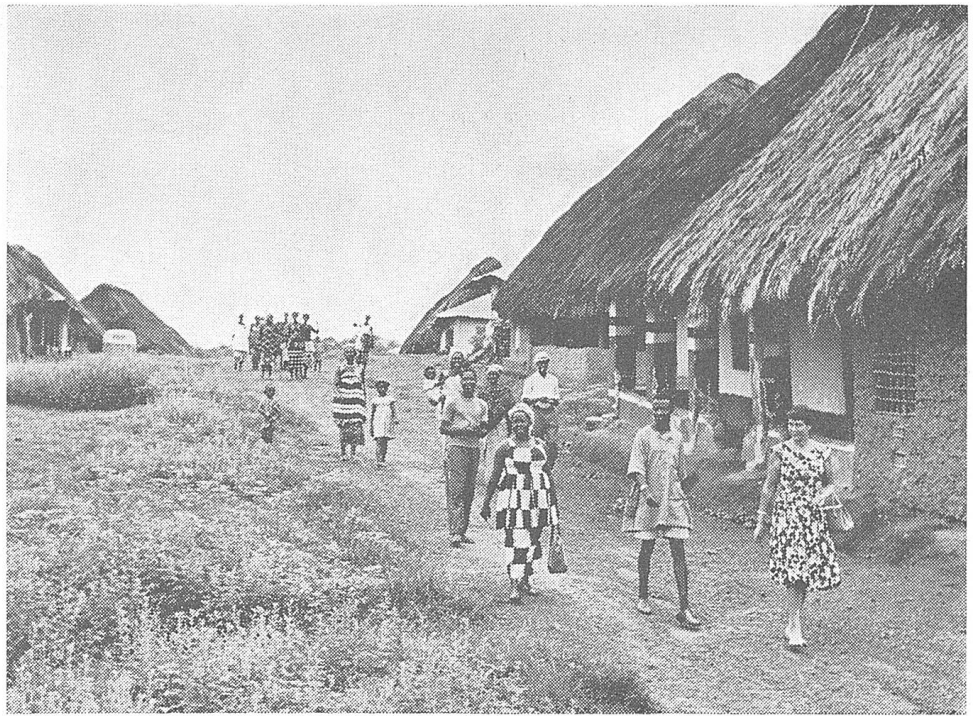
und fischreiche Küstenlinie und auch eine gute Fischereiflotte. Die Fische werden jedoch ins Ausland verkauft. Für sich behielten die Mexikaner nichts zurück. Sie wollen richtiges Fleisch – und wenn es für die Familie zu wenig ist. Fridthof, der die Situation zuerst zu wenig kannte, glaubte, man könne die Mexikaner dazu bringen, Fische zu essen, wenn man sie billig genug auf den Markt warf. Doch dort verfaulten die Fische... Fridthof war lange Zeit ratlos. Was er auch unternahm, scheiterte. Die Bevölkerung war in ihren Eß-Gewohnheiten absolut festgefahren.

Die rettende Idee kam dem Experten, als er seinem Sohn beim Kasperli-Spiel zuschaute. Da wußte er auf einmal, wie er vorzugehen hatte: mit Theaterspiel, und zwar über die Jugend. Fridthof studierte eine Kampagne aus, ging zum Erziehungsministerium und unterbreitete den Plan. Er erhielt «carte blanche». Und dann begann die Arbeit: Selbstausedachte Theaterspiele in den Schulen, die über Fische berichteten, Ausstellungen in den Schulen, Ausflüge, bei denen die Kinder Fische fangen durften, anschließendes Fische-Kochen, festliches Fische-Essen – und die Eltern durften auch teilnehmen! Resultat: Die Kinder liebten Fische und begannen, zuhause nach solchem Essen zu verlangen, so daß die Eltern zuerst den Kindern Fische kauften und servierten – und hernach endlich selbst gern davon aßen. Heute ißt ganz Mexiko Fische...

Experten mit Schwierigkeiten in fernen, fremden Ländern sind ganz auf ihre eigenen Ideen abgestellt. Sie können sich nicht beraten lassen. Ihre eigene Phantasie und Unternehmungslust, ihr eigener Helferwille muß ihnen zum Durchbruch verhelfen. Wer sich nichts einfallen läßt, bleibt besser zuhause.

Wie im Märchen

Um bei der Eiweiß-Unterernährung zu bleiben – diesem seltsamen Hunger, den der Magen nicht spürt und der den Menschen krank macht – diese Art der Unterernährung also macht



Zu Besuch in einem Dorf in der Sierra Leone

den FAO-Experten und Spezialistinnen immer große Schwierigkeiten. Nichts ist schwerer, als die Menschen von Eßgewohnheiten abzubringen. Zwar gibt es in den verschiedenen leidenden Gebieten sehr oft billige Nahrungsmittel, die helfen könnten. Aber sie sind aus irgendeinem Grunde verpönt.

Asiaten zum Beispiel wollen im allgemeinen keinen Rohreis – der auch «rot» genannt wird – essen. Das sei «Kuli-Nahrung». Sogar wenn der Asiate Beri-Beri hat, muß man äußerst vorsichtig vorgehen, um ihn zum Essen von ungeschältem Reis zu überzeugen, ohne daß er beleidigt wird. Und selbst der Kuli empfindet es oft als Zumutung, Vollreis zu verspeisen. Denn nur durch das Essen von geschältem, schneeweißem Reis kann der Mensch Anspruch auf eine gewisse soziale Würde erheben. Außerdem kommt die geschmackliche Gewöhnung dazu.

Und wenn man in einem Gebiet geschmackloses Fischmehlpulver, entbittertes Sojamehl, Trockenmilch oder sonst einen billigen Eiweißträger zur Verfügung hat, ist es notwendig, sich den Geschmacksgewohnheiten der Bevölkerung vollkommen anzupassen, zum Beispiel mit Hilfe von Gewürzen, durch Kombination mit Lieblingsspeisen usw. Sonst hat man keinen Erfolg.

Spezialisten, und besonders Expertinnen, haben in dieser Beziehung mit sehr viel Liebe und Phantasie sowie Einfühlungsgabe Menus ausgedacht,

die für den Eingeborenen nicht nur erschwinglich sind, sondern ihm geschmacklich behagen. Und diese Expertenarbeit ist ganz besonders wichtig. Mehr als die Hälfte der Menschen auf der Erde leiden an Hunger, sehr viele davon an Eiweiß-Unterernährung.

Manchmal kommt einem Spezialisten bei solcher Arbeit auch ein Zufall zur Hilfe wie zum Beispiel Miss Jean Steckle aus Kanada, die im afrikanischen Busch lange Zeit vergeblich versucht hatte, die Bevölkerung eine gesunde und zeitgemäße Ernährung zu lehren. Der Widerstand bestand darin, daß die Negerhäuptlinge nicht wollten, daß ihre Frauen mit den Ausländerinnen zusammenkamen. Sie hielten es für gefährlich. Eines Tages fuhr die Expertin mit ihrem Wagen über Land. Und sie fand eine Eingeborene, die halbtot im Straßengraben lag.

Die FAO-Spezialistin erzählte weiter: «Ich wußte sehr wohl, wie gefährlich es in einem solchen Lande war, einen Sterbenden aufzulesen. Man konnte mir, falls man wollte, irgend etwas vorwerfen. Zum Beispiel den Tod der Frau, falls sie nicht mehr zu retten war. Aber ich hatte Glück. Sie litt ganz einfach an einem extremen Fall von Eiweiß-Unterernährung. Ich brachte sie ins nächste Missionsspital, wo ich eine weiße Schwester kannte. Zusammen mit ihr und dem Arzt brachten wir die Frau wieder auf die Füße.

Als sie gesund war, hörte es die

Die FAO ...

ganze Gegend. Der Stammeshauptling ließ mich kommen. Wie im Märchen hatte er eine Lieblingstochter, ein kleines Mädchen, das krank war und das der Medizinmann nicht mehr heilen konnte. Auch dieses Kind litt «nur» an Eiweiß-Mangel. Es begann rasch wieder aufzublühen bei der richtigen Ernährung. Und meine Arbeit konnte beginnen – denn der Hauptling ließ alle wissen, wie sehr er es wünschte, daß Frauen zu mir zum Lernen kamen. Hernach konnte ich hingehen, wo ich wollte, in jener Gegend. Überall wurde ich mit offenen Armen empfangen und konnte die Frauen das richtige Kochen gesunder Nahrung lehren.»

Schwester Löffel

Die Irin Margaret Crowley demonstrierte den Negern im Busch, wie man das bereits erwähnte Cassava-Mus anreichert und so würzt, daß es wohl schmeckte und doch gehaltvoll war. Denn Cassava-Mus ist ja nur eine gehaltlose Kohlehydrat-Pappe, wenn es nach traditionellem Muster zubereitet wird. Dies also ist auch der Pamps, den entwöhnte Säuglinge von den Müttern in den Mund gestopft bekommen – und an dem sie oft ersticken.

Miss Crowley hatte eine Idee: Sie

Vexierbild aus jüngerer Zeit



Von wem stammen die drei Spuren?

lehrte die Frauen mit Löffeln essen. Löffel ausländischer Form wurden nun billig mit inländischem Material hergestellt. Die Expertin demonstrierte den Gebrauch der Löffel an etwas größeren Kindern. So: Mund aufsperrn, und den Löffel mit der Nahrung hineinführen!

Miss Crowley hat in vielen afrikanischen, abgelegenen Gegenden den Löffel eingeführt. Und die Menschen nannten sie überall: Schwester Löffel... Die Mütter haben nun vielerorts gelernt, daß das Stopfen der Mäulchen von Kleinkindern lebensgefährlich ist – und daß dieser Erstickungstod nichts mit bösen Geistern zu tun hat...

Mädchenschulung unter Garantie der Tugend

Vor Jahren erzählte mir Miss Steckle, von der ich bereits berichtet habe, wie sie als junge Frau in Sierra Leone eine Frauenschule im Busch gründen und leiten mußte. Die Leute in jenen Gegenden, wo sie eingesetzt war, sind hauptsächlich Mohammedaner oder mohammedanisch beeinflusste Christen, die ebenfalls sehr männerrechtlich eingestellt sind. Keine Frau wagte, in Miss Steckles Schule zu kommen. Ihre Überredungskünste reichten einfach nicht aus...

Bis es Miss Steckle gelang, die Eitelkeit der dortigen Männer anzustacheln. Sie überzeugte diese, daß geschulte Frauen ihr Prestige erhöhen würden – und als auch der Stammeshauptling «ja» gesagt hatte, durften die Frauen zur Schule kommen. Dort lernten sie alles, was eine Frau im Hause wissen muß: Kinderpflege, Hygiene, moderne Ernährung usw. Und Miss Steckle berichtete, wie sich das Bewußtsein nicht nur der Frauen, sondern auch der Kinder und der Männer sehr bald wesentlich änderte. Ohne es zu ahnen, hatten sie den ersten Schritt in das zwanzigste Jahrhundert getan. Die Auswirkungen sind unabsehbar.

Kürzlich nun kam Miss Steckle von Libyen zurück. Dort ging es um Mädchenschulung. Und wiederum hat-

ten die Männer Angst. Was würde aus den jungen Mädchen werden, wenn sie mit einer solch freien, alleinreisenden, souveränen Frau wie Miss Steckle zusammenkamen? Bald würden solche Mädchen auch selbständig werden. Und dann nicht mehr gehorchen. Und den Libyern liegt an nichts so sehr, wie ihr Weltbild unangetastet zu lassen.

Nun kamen Miss Steckle ihre Erfahrungen mit den Männern in Sierra Leone zugute. Sie fand heraus, daß die Männer, streng genommen, sehr gerne ihre Mädchen bilden lassen würden, wenn... Nun, wenn das «Training Center» dafür garantieren konnte, daß die Mädchen tugendhaft blieben und folgsam. Miss Steckle schulte daraufhin eingeborene Lehrerinnen, die bei den Stämmen hochangesehen und nicht mehr jung – also freier – waren. Sie kannten die Wünsche der Stammesleute genau. Und sie waren für die Leute eine Garantie. Daraufhin durften die jungen Mädchen in das Training Center kommen und lernen...

Libyen ist durch seine Öleinkommen in den letzten zehn Jahren reich geworden. Und die Männer, die sich jetzt so viel mehr leisten können als früher, hätten es gerne, wenn ihre Frauen dem Besitz richtig vorstehen, wenn man mit ihnen auch einmal ein vernünftiges Wort reden könnte. Da bisher die Mädchenschulung im Lande drin, besonders unter den Stämmen, verpönt war, gab es für die Libyer sehr wenig Frauen, die ihren neuen Wünschen entsprachen. Aus egoistischen Gründen nun lassen sie die Mädchen in die «Training Centers» gehen. Ob sie sich wohl Rechenschaft geben, daß ein solcher erster Schritt einmal zur Frauenemanzipation führen kann – wird? –

So ist der Kampf der FAO, der Kampf gegen den Hunger in erster Linie ein Kampf gegen Vorurteile. Aber jene, die den Kampf führen, haben natürlich auch Vorurteile. Und beide, Helfer und Empfänger, haben ihre Art, die zusammenpassen muß. Doch das ist ein anderes Kapitel. ■